In der Fremde.

Von A. W. Schlegel.

Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut,
Höher hätte mir gegolten,
Südlicher Sirenen Laut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort
Und vernähm', ach, wie so gerne,
Nur ein einzig deutsches Wort.

Manches regt sich mir im Innern,
Doch wie schaff' ich hier ihm Luft?
All' mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder,
Rauschen fremd auf dieser Flur.

Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wenn mein Busen schmachtet
Und in bangem Sehnen wallt.

In der Uebersetzung von A. Baskerville:

ABROAD.

By A. W. SCHLEGEL.

Oft as harsh have I reviled thee,
Thou familiar mother tongue,
And I deemed a southern siren
Sweeter accents would have sung.

Joyless, in the land of strangers,
Now from place to place I roam;
A! how gladly would I listen
To one single word of home!

Thoughts are crowding in my bosom,
But how shall I lent them breath?
All the memories of childhood
Slumber in me as in death.

Lonely in the fields I wander,
Nature's echo fain would hear,
But winds, streams, and forests whisper
Unknown accents in my ear.

Thus my German songs, unheeded,
Not a trace behind them leave,
When I feel my bosom languish,
And with timid longing heave.

Ein Schiffbruch.

Von Marg. Krif.

Dichter, undurchdringlicher Nebel liegt über der unendlichen Wasserfläche. Vergebens schaut der Capitän des mächtigen Dampfers nach dem Leuchtfeuer der nahen Küste, nach dem Leuchtthurme der Insel aus, in deren Nähe er sich wähnt. Vergebens! Nicht einmal auf dem Schiffe ist ein Lichtschein zu erkennen.

Die Passagiere haben sich längst zur Ruhe begeben, die meisten sorglos, sie hoffen ja am nächsten Morgen die nahe Küste, das Ziel ihrer Reise erreicht zu haben. Hier und dort hört man noch aus den Kabinen die Stimmen kleiner Kinder schallen; sie können sich noch immer nicht mit ihren ungewohnten Lagerstätten befreunden. Erst die beschwichtigenden Stimmen der Mütter beruhigen sie allmälig.

In einer Kabine flüstern noch zwei weibliche Stimmen. Eine junge blonde Frau klagt ihrer Gefährtin, einem schönen blühenden Mädchen, daß es ihr schon den ganzen Tag über wie nahendes Unheil auf der Seele läge. Sie könne sich deshalb noch gar nicht recht auf das Wiedersehen mit ihrem Gatten freuen. Derselbe hat den Seinen eine neue Heimath gegründet, an dem Orte, den sie morgen zu erreichen hofft. Sie hätte die Reise nicht gewagt im Winter mit den Kleinen, aber die sehnsüchtigen Briefe ihres Gatten, der das nahe Weihnachtsfest mit den Seinen zu verleben hofft, hätten sie endlich dazu bestimmt.

Bei ihrer Erzählung ruhen ihre Augen oft mit inniger Zärtlichkeit auf ihren schlummernden Lieblingen, einem Knaben von vier und einem Mädchen von zwei Jahren. Diese bieten mit ihren vom Schlafe gerötheten Wangen, den blonden Lockenköpfchen, ein reizendes Bild. Auch die Blicke des jungen Mädchens haften immer wieder an ihnen. Sie tröstet, so gut sie es vermag, die besorgte Mutter.

Auch sie hofft mit bangem Herzen auf ein Wiedersehen mit dem Geliebten. Vor drei Jahren ist er von ihr gegangen, um in der Ferne das zu erkämpfen, was ihm in der Heimath nicht gelungen, eine sorgenfreie Zukunft für sich und das Mädchen seiner Wahl. Die stolzen Verwandten derselben wollten eine Verbindung mit ihm nicht zugeben, weil ihnen das Loos ihres Lieblings nicht glänzend und gesichert genug erschien.

Jetzt steht er auf sicherem Boden, und da sie nun mündig ist, will sie ihm trotz Abredens der Verwandten in die Ferne folgen, und sie hofft dort das Glück zu finden, das die Heimath ihr versagte.

Sie dankt noch einmal herzlich ihrer Reisegefährtin, einer Frau Brandau, daß sie sich ihrer, der Einsamen, auf der Reise so angenommen, so daß ihr die bangen Stunden der Erwartung in ihrer und der lieben Kleinen Gesellschaft so angenehm verflossen seien.

Die junge Frau wehrt lächelnd ab; sie freue sich, auf dieser Fahrt eine Freundin gewonnen zu haben, und sie hoffe, da ihre künftigen Heimwesen nicht zu weit von einander entfernt lägen, auch fernerhin im fremden Lande, im Verkehr mit ihr zu bleiben. Auch ihre Kleinen würden jubeln, sie haben „Tante Ellen" schon von Herzen lieb gewonnen.

„Und sollte ich jenen Ort, wo mein Gatte meiner harrt, nicht erreichen," fährt die junge Frau feuchten Auges fort, „so bringen Sie ihm unsere letzten Grüße, wenn Sie dorthin kommen!"

— — Da plötzlich, Ellen hat die junge Frau eben beruhigend umfaßt, ein furchtbarer Anprall des Schiffes. Die Frauen werden an die Wand der Kabine geschleudert. Die junge Mutter stürzt angsterfüllt zu ihren Kindern, um sie in ihre Arme zu reißen. Das junge Mädchen stürzt nach oben, um zu sehen, was geschehen ist.

Sie kommt sofort zurück und schreit: „Schnell auf Deck, das Schiff ist im Nebel auf einen Felsen gefahren!" Die junge Frau schreit entsetzt auf: „Oh, meine Ahnung!" Dann folgt sie mit einem Kinde ihrer nach oben eilenden Gefährtin, die das andere in den Armen hält.

Oben herrscht entsetzliche Verwirrung, alle Lichter sind verlöscht, und da — ergießen sich schon brausend die Wogen über Alle. Der Capitän befiehlt schreiend Allen, sich Rettungsgürtel umzulegen und die Boote flott zu machen. Kaum hat er ausgesprochen, da legt sich das Schiff auf die Seite, so daß das Deck fast senkrecht steht. Ellen ruft ihrer Freundin zu, sich fest anzuklammern. Im nächsten Augenblick schlägt eine furchtbare Welle über das Schiff hin und reißt Alles, was sich nicht angeklammert hat, mit fort. Die Capitänsbrücke verschwindet mit dem Capitän in den Wogen. Der erste Officier und ein Theil der Mannschaft stürzen sich in das eine Boot; nun ist Niemand mehr da, der die Ordnung aufrecht erhält.

Das entsetzliche Geschrei der Frauen und Kinder macht die Scene noch schauerlicher.

Mehrere beherzte Männer wollen nun versuchen, eine Leine an die Küste der Felseninsel, die nur vierzig Meter entfernt ist, zu bringen.

Zwei bezahlen diesen Versuch mit dem Leben, erst dem dritten gelingt es endlich, die Leine hinüber zu bringen, doch so viel er sucht, es ist nicht möglich, dieselbe an dem kahlen Felsen zu befestigen. Mit größter Anstrengung hält er die Leine fest. Endlich kommen noch zwei Männer zu seiner Unterstützung. Es ist eine furchtbare Arbeit, auf dem nackten, schlüpfrigen Felsen stehend, die Leine fest anzuspannen, aber es hängen ja so viele Menschenleben von ihrem Gelingen ab.

Auf dem Schiffe herrscht noch dasselbe Bild des Entsetzens. Wie viele Mütter mit ihren Kindern sehen dem sicheren Untergang entgegen! Denn keine von ihnen will sich von ihren Lieblingen trennen und den Rettungsweg an der Leine antreten.

Ellen hat wohl Muth, das Letzte zu wagen, doch sie zaudert; sie möchte nicht die neugewonnene Freundin in dieser schrecklichen Lage verlassen. Sie hat das kleine Mädchen derselben noch im Arm, es zittert vor Kälte, sie bittet die Mutter, ihr die Kleine einen Augenblick abzunehmen, damit sie die ihr entglittene schützende Decke wieder emporziehen kann.

Da, in diesem Augenblick eine furchtbare Sturzwelle! Die Kinder auf dem Arm der Mutter erschrecken heftig und umklammern die Mutter, diese schwankt, verliert den Halt, und ehe Ellen sich noch besinnen kann, ist die junge Frau, mit den Kindern im Arm, das steile Deck herabgestürzt und in den brausenden Wogen verschwunden. Das Alles hat sich im Zeitraum einer Secunde vor Ellens entsetzten Augen abgespielt! Zitternd umklammert sie das Gitter, das ihr einen Halt bietet. Wie lange wird's noch dauern, bis sie dort unten den letzten Kampf kämpft, wie ihre arme Freundin mit ihren Kleinen?

Doch nun fliegen ihre Gedanken zu ihm, der ihrer sehnsuchtsvoll harrt da drüben. Soll sie ihn wagen, den Weg an der Leine, hinüber auf festen Boden? Er ist schauerlich, aber drüben winkt Rettung!

Nun kein Zaudern mehr, sie gleitet vorsichtig, überall Halt suchend, bis zu der Stelle, wo die Leine befestigt ist. Noch ein Gebet nach oben, und sie springt, sich fest an die Leine anklammernd, in die brausenden Fluthen. Wie die Wogen sich über sie ergießen, glaubt sie ersticken zu müssen, doch weiter, weiter, er harrt ja ihrer dort!

Hat er nicht auch gekämpft mit den Wogen des Lebens, Jahre lang, ihretwegen? Muth, Muth, und alle Kräfte angespannt! So gelangt sie weiter und weiter, nun ist sie gleich am Felsen angelangt; jetzt heißt es aber doppelt alle Kräfte angespannt, um durch die tobende Brandung zu kommen. Da endlich, ein Anprall ihres Körpers an etwas Hartem, sie ruft die Männer auf dem Felsen um Hilfe an und fühlt, daß sich ihr eine helfende Hand entgegenstreckt.

Gerettet! Dankesthränen in den Augen, versucht sie jetzt am Felsen emporzuklimmen. Mit Hilfe der Männer gelingt es ihr, einen Platz zu finden, wo sie einigermaßen sicher steht.

Da steht sie nun erschöpft und zitternd, das erste weibliche Wesen, das den Weg machte.

Die Männer fühlen, daß sich wieder Jemand dem Felsen nähert, Ellen harrt jetzt auch angstvoll der Nähertommenden, sie weiß ja, wie schrecklich der Weg ist.

Jetzt müssen sie gleich heran sein, da — ein furchtbarer Aufschrei zweier weiblicher Stimmen! Zwei junge Mädchen hatten, durch Ellens Beispiel muthig gemacht, den Weg gewagt, doch zuletzt hat die Kraft sie verlassen, sie haben den Halt an der Leine verloren und sind an den Felsen zerschmettert worden.

O fürchterliche Nacht, wann wirst du enden, und welchen schrecklichen Bildern wird der Morgen sein Licht leihen!

Stunde auf Stunde verrinnt, und nach und nach haben sich dreiunddreißig Menschen durch den Weg an der Leine gerettet, auch einige Frauen darunter. Der erste bleiche Tagesschimmer zeigt jetzt, daß das Schiff fast ganz gesunken ist. Immer noch braust Woge über Woge darüber hin und reißt die wenigen Ueberlebenden nach und nach in's feuchte Grab.

Herzzerreißende Bilder bieten sich den Geretteten dar. Hier und dort kauern noch Mütter mit Kindern auf den Schiffstrümmern.

Ellen wendet sich schaudernd ab, sie will nicht Zeuge sein, wie auch diese Armen heruntergerissen werden.

Einige der Männer wollen jetzt versuchen, einen Weg zu den Einwohnern der Insel zu finden, die ihnen helfen könnten, denn beim Morgengrauen sehen jetzt Alle, daß die Insel oben mit dichtem Walde bestanden ist, und hoffen daher, menschliche Wohnungen dort zu finden. Es gelingt wirklich, nach vieler Mühe, einen einigermaßen gangbaren Weg zu entdecken.

Einer dem Anderen helfend, steigen nun Alle empor, es ist ein gefährlicher Weg, auf dem nassen, nackten Felsen auf unbekanntem Pfade emporzuklimmen. Aber die Verzweiflung leiht ihnen Riesenkräfte. Sollten sie sich deshalb gerettet haben, um zuletzt vom Felsen zu stürzen?

Endlich, endlich hat man eine große bewaldete Platte erreicht; und dort hinten — sind das nicht menschliche Wohnungen?

Aufjubelnd eilen mehrere Männer voraus, sie finden ihre Hoffnungen bestätigt, finden den ersten Einwohner, mit dem sich glücklicher Weise einer der Männer verständigen kann. Er hört entsetzt von dem furchtbaren Unglück und verspricht ihnen schleunige Hilfe.

Er geht in die benachbarten Hütten und erzählt von dem furchtbaren Schiffbruch, und bald wetteifern Alle, den armen zum Tode erschöpften Menschen Hilfe zu bringen.

Auch Ellen Nordon dankt mit Thränen in den Augen ihrer Wirthin, die sie schnell mit trockenen Sachen versieht und ihr ein bequemes Lager bereitet. Dann streckt sie endlich ihre müden Glieder aus, und mit einem Dankgebet nach oben und seligen Gedanken an ihn, für den sie sich mit Anstrengung all' ihrer Kräfte gerettet hat, entschlummert sie endlich.

Vergebens erwartet man am folgenden Morgen das Schiff an der Küste; es wird Nachmittag, Abend — nichts zu sehen!

Noch trösten sich Alle, daß das Schiff des Nebels wegen nicht vorwärts gekommen wäre und am folgenden Tage anlangen würde.

Doch auch dieser Tag vergeht unter qualvollem Warten — nichts, nichts zu sehen! Jetzt sinkt den Meisten schon der Muth, sie fürchten das Schrecklichste.

Da endlich, am dritten Tage, naht ein Fischerboot dem Strande. Es kommt näher, so daß man mehrere Männer darin erkennen kann.

Da ruft ein Mann am Strande: „Mein Bruder, er war auf dem Schiffe!"

Nun ahnen Alle, daß das Boot dort schreckliche Nachricht bringt.

Kaum hat es gelandet, so stürzt Alles auf die Männer zu und bestürmt sie mit Fragen.

„Das Schiff, das Schiff, wo ist das Schiff?" schallt es wild durcheinander.

„Gestrandet," antworten die Männer dumpf, „im Nebel auf einen Felsen gefahren."

Ein Entsetzensschrei durchschallt die Luft, dann wieder wildes Rufen.

„Aber die Menschen, wo sind die Menschen, wie viele sind gerettet?"

„Dreiunddreißig haben sich auf eine Felseninsel gerettet," lautet die Antwort.

„Dreiunddreißig nur," schreit Alles entsetzt, „von zweihundertzehn Menschen nur dreiunddreißig? Ist der Capitän darunter, daß man Rechenschaft von ihm verlangen kann?"

„Er steht schon vor einem höheren Richter, er war einer der ersten, die den Tod fanden," antwortet einer der Männer.

Jetzt sind sie Alle verstummt, Keiner wagt nach den Namen der Geretteten zu fragen. Endlich hört man eine zitternde Stimme:

„Sind auch Frauen und Kinder gerettet?"

„Kinder keine und Frauen nur sechs," antworten die Männer.

Jetzt ist's vorbei mit der Fassung der Männer, die Frau und Kinder erwarten; keiner schämt sich mehr der hervorstürzenden Thränen, keiner wagt auch mehr zu hoffen, daß eines von seinen Lieben unter den Geretteten sei. Eiligst wird nun ein kleiner Dampfer in Stand gesetzt, um nach der Insel abzugehen und die Geretteten abzuholen, die schon sehnlichst darauf warten, wie die Fischer erzählen.

Alles drängt herzu, um mitzufahren, doch der knapp bemessene Raum gestattet es nur Wenigen, die Uebrigen müssen die qualvolle Ungewißheit noch länger ertragen. Jetzt setzt sich der Dampfer in Bewegung, Viele schauen ihm trüben Blickes nach — was wird er bringen, wenn er zurückkehrt? —

Auf dem Deck des Dampfers stehen zwei stattliche Männer; sie haben sich in den Tagen der Angst aneinander geschlossen.

Der Eine wartet auf Frau und Kinder, der Andere auf seine Braut, mit der er seit Jahren verlobt ist und die ihm in die neue Heimath folgen wollte.

Sie schauen Beide schweigend auf die unendliche Wasserfläche, deren brausende Wogen schon so viel Menschenglück verschlungen haben.

„Ich habe keine Hoffnung mehr," sagt endlich der Aeltere dumpf, „wo meine Kleinen sind, ist auch meine Frau, sie hat sich nicht von ihnen getrennt. Alles, alles verloren!"

Der Andere findet kein Wort des Trostes, er muß den Befürchtungen ja leider Recht geben.

Seine Hoffnung, die Geliebte zu finden, ist sie nicht ebenso trügerisch? Da taucht schon die verhängnißvolle Felseninsel auf. Düsteren Blickes schauen die Mitfahrenden nach ihr hin — war sie doch die Veranlassung dieses furchtbaren Unglücks.

Näher und näher kommt man, hier und dort sieht man Schiffstrümmer auf den Wellen schwimmen. Jetzt wenden sich die Blicke Aller wieder der Insel zu, da, dort oben über der schroffen Felswand, sind das nicht Menschen? Ja, es sind die Geretteten, sie winken mit Tüchern Willkommen. Jeder müht sich, Jemand zu erkennen, aber es ist vergebens in dieser Entfernung.

Endlich ist ein Anlegepunkt für den Dampfer gefunden, die Geretteten steigen jetzt herunter, von den Inselbewohnern geführt. Angstvolle Blicke fliegen den Kommenden entgegen.

Da hört man schon den ersten Ruf des Entzückens und Wiederfindens; ein Sohn hat seinen alten Vater unter den Geretteten gesehen.

Unsere beiden Bekannten sind Seite an Seite geblieben.

Da schreit der Jüngere auf, dort, jene Gestalt, ist das nicht Ellen, seine Ellen?! O, nur jetzt keine Täuschung! Geduld, bald sind wir heran!

Da schallt eine jubelnde Mädchenstimme herüber: „Rudolf!"

„Ellen!" ruft er jauchzend zurück. Noch ein Abhang und sie liegt in seinen Armen, lachend und weinend zugleich.

„Ellen, mein Lieb, hab' ich Dich wieder," flüstert er ihr zu und blickt entzückt in ihr schönes Gesicht. Sie schmiegt sich selig in seine Arme, doch nur einen Augenblick, dann macht sie sich sanft los; hier ist nicht der Ort, sich der Wiedersehensfreude hinzugeben.

Auch hat sie ja noch eine traurige Pflicht zu erfüllen. Ihr Geliebter zieht ihren Arm in den seinen und wendet sich mit ihr zum Gehen. Jetzt sucht er seinen Gefährten mit den Augen. Da, dort hinter den Anderen steht er, sein Körper sucht einen Halt an der Felswand, trostlos starren seine Augen aus dem fahl gewordenen Antlitz zu den Glücklichen, die sich gefunden haben, hinüber.

Ellen durchzuckt es seltsam. Sollte das etwa der Mann ihrer Freundin sein? Sie fragt hastig ihren Rudolf nach dem Namen des Unglücklichen.

„Brandau," antwortet er.

„Meine Ahnung!" ruft sie entsetzt.

Nach wenigen Minuten stehen sie vor dem Trostlosen. Rudolf reicht ihm tief ergriffen, sprachlos die Hand, da sagt Ellens thränenerstickte Stimme:

„Ich bringe Ihnen die letzten Grüße Ihrer Gattin, Ihrer Kinder!"

Er fährt auf und starrt sie an.

„Sie haben sie gekannt?" fragt er hastig.

Und nun erzählt ihm Ellen Alles vom Beginn ihrer Bekanntschaft bis zum schauerlichen Ende.

Als sie geendet, ergreift er ihre beiden Hände und küßt sie mit zuckendem Munde und flüstert tief ergriffen:

„O, wie danke ich Ihnen, daß Sie ihr beigestanden haben bis zum letzten Augenblick, es wird mir ein Trost sein in meinem Schmerz!"

Bald stehen nun Alle am Landungsplatze, die Geretteten, die ihre Angehörigen nicht unter den Mitfahrenden des Dampfers gefunden haben, harren ungeduldig der Abfahrt, um ihre Lieben endlich aus der entsetzlichen Angst erlösen zu können.

Unsere Bekannten haben sich ein stilles Plätzchen in der Kajüte gesucht und hier erzählt Ellen von ihrer gefahrvollen Rettung, von dem Opfermuth der armen Mütter, die bis zum letzten Augenblicke ihre Kinder umklammert hielten und lieber mit ihnen in den Tod gingen, als daß sie allein den Rettungsweg betraten. Tief ergriffen hören die Männer zu. Wie viel Menschenglück ist da vernichtet worden! —

Jetzt kommt der Strand in Sicht, Rudolf und Ellen verabschieden sich von Brandau und bitten ihn herzlich, sie in ihrem neuen Heim zu besuchen, und er verspricht's ihnen.

Der Dampfer legt an, und Rudolf sucht Ellen so schnell wie möglich durch das Gedränge zu führen. Er will ihr die erschütternden Scenen ersparen, die sich dort noch abspielen werden, sie hat genug gelitten in den letzten Tagen.

Sie nehmen einen Wagen und fahren zu einer alten Freundin Rudolfs, die Ellen bei sich aufnehmen will bis zur Hochzeit, die möglichst bald stattfinden soll. Dort in dem traulichen Heim der alten Dame erholt sich Ellen allmälig von den Schrecknissen der Nacht.

Nach Monatsfrist kann sie ihrem Rudolf in das reizende Häuschen folgen, das er hat erbauen lassen; eine trauliche Friedensstätte nach den Stürmen des Lebens.

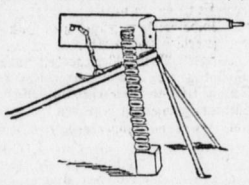
Mit Herrn Brander verkehren sie in treuer Freundschaft, und oft noch hat ihm Ellen jedes Wort seines Weibes, seiner Kinder auf jener Fahrt erzählen müssen.

— Sonderbare Frage. Richter: „Sie haben diesen Herrn, als er Ihnen auf den Fuß trat, einen Esel genannt!" — Angeklagter: „Allerdings — aber was hätte ich ihn denn sonst heißen sollen?"

— Unüberlegte Antwort. Besuch: „Sagen Sie, ich hörte, in Ihrem Schlosse soll ein Geist umgehen." — Schloßherr (sehr beschränkt): „Unsinn! Wo sollte denn der herkommen?"

Das neue Maxim-Geschütz.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird unsere Bundes-Armee im Laufe des nächsten Jahres das neue Maxim-Geschütz erhalten, dessen Effectivität bei dem jüngst auf Sandy Hook im Beisein des Capt. Heath, Maj. Phipps und anderer Officiere stattgehabten Probeschießen zur Genüge constatirt ist. Das Geschütz ist eine tragbare und automatische Maschinenkanone, die hauptsächlich zur Verwendung im Infanteriegefecht bestimmt ist, Mit seiner vollen Ladung von 600 Patronen kaum 25 Pfund schwer, ruht das Geschütz auf einem Dreifuß, welcher mit einem Sitz für den bedienenden Mann versehen

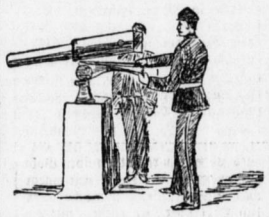


Maxim-Geschütz im Feuern.

ist. Es hat nur einen Lauf, Kaliber 303, aber eine Leistungsfähigkeit von 600 Schuß in der Minute. Das Geschütz nebst Gestell, einem Reserverohr, Reservetheilen für den Mechanismus, Werkzeugen u. s. w. hat ein Gewicht von 55 Pfund; diese Last kann erforderlichen Falles von einem Manne auf dem Rücken getragen werden und deshalb kann das Geschütz auch in coupirtem Terrain, das selbst Packpferden, von Feldgeschützen ganz abgesehen, jede Bewegung unmöglich macht, verwandt werden. Maxim hat bei der Construction dieser Mordwaffe das bei seinen größeren Geschützen angewandte Princip zu Grun-

Soldat mit Maxim-Geschütz.

de gelegt. Die Patronen sind in einem Ledergürtel enthalten, der in steter Bewegung ist, und werden dieselben dem Lauf automatisch zugeführt. Nach Abgabe des ersten Schusses geht das weitere Feuern, bis der im Magazin befindliche Patronenvorrath erschöpft ist, auf automatischem Wege vor sich, und zwar geschieht dies dadurch, daß durch den Rückstoß des Rohres nach jedem Schuß eine Kurbel in Bewegung gesetzt wird, welche das Magazin in gleiche Richtung mit dem Rohr bringt, die Patrone vorschiebt und den zurückspringenden Hahn auf's Neue niederschlägt. Selbstverständlich können auch



Maschinenkanone Gardner.

Einzelschüsse abgegeben werden. Die Tragfähigkeit beträgt 3200 Yards, bei einer Fluggeschwindigkeit von 1850 Fuß in der Secunde, und die Geschosse durchschlagen auf einer Entfernung von 2000 Yards noch einen Eichenklotz von 40 Zoll dicke. Das Geschütz kostet ca. $1000. Bei dem Probeschießen war dasselbe in 57 Secunden zum Feuern fertig. Daß die ungewöhnlich große Feuergeschwindigkeit das Heißwerden des Laufes nach ungewöhnlich kurzem Gebrauch im Gefolge haben muß, liegt auf der Hand und aus diesem Grunde ist ein jedes Geschütz mit einem Reserverohr versehen, so daß das Feuer keine

Gatlingkanone.

nennenswerthe Unterbrechung zu erleiden braucht. Für die Offensive dürfte das Geschütz kaum verwendbar sein, dagegen, in der Defensive, einem anstürmenden Feinde gegenüber eine geradezu furchtbare Wirkung ausüben. Unsere Illustrationen veranschaulichen das neue Maxim-Geschütz und behufs Anstellung von Vergleichen sind Abbildungen der Gardner- sowie der Gatling-Kanone beigefügt.

— Ein Greis hat gesagt: erst das kommende Alter vermag über das gegenwärtige zu trösten.

— Verhängnißvolle Vergeßlichkeit. „Hilfe! Hilfe! Ist das Ihr Hund?" — „Jawohl!" — „Na, so rufen Sie ihn doch zurück!" — „Das ist's ja eben: ich hab' ihn vorhin gekauft und vergessen, nach seinem Namen zu fragen!"

Schönheitspflege.

Unter dem Titel „Die Kunst, schön zu bleiben" hat Ilona Pataki in Wien ein Büchlein veröffentlicht, welches über die Schönheitsmittel der eleganten Damenwelt ausführliche Mittheilungen macht.

Es ist Morgen, die Modedame hat eben ihr Schlafgemach verlassen und das Heiligthum der Toilette betreten; der erste Blick fällt auf den Spiegel, die erste Sorge gilt der Pflege des Teints; derselbe muß zart, fein, rosig, frisch und sammtweich sein, wenn er Jugend bedeuten soll, und was ist Schönheit ohne Jugend? Für Frauen ist „am schädlichsten für die Schönheit der Haut Wasser, das Kalk enthält"; also Reinigung des Gesichtes mit Creme, dann allenfalls abgekochtes und ausgekühltes, mit Eau de Cologne oder Benzoe gemischtes Wasser und das Gesicht nicht abgewischt, sondern nur abgetupft. Nun folgt das Bad, welches lau sein soll, mit cosmetischem Zusatze, wie mit Salz, um zu stärken, mit Soda, um Ueppigkeit zu vermindern, mit Rum zur Erhöhung der Spannkraft der Haut, mit Hausenblase zur Verhütung der Runzeln, mit Benzoe zur Belebung und angenehmen Parfumirung.

Steigt Venus aus dem Bade, das ziemlich lange dauern muß, um die Abschuppung der Haut zu fördern, ist die nächste Zeit dem Haarschmucke gewidmet, „dieser Krone, welche die Natur auf das Haupt der Frauen gesetzt als Diadem, das alle Juwelen ersetzt". Die Schönheit der Haare besteht darin, daß sie glänzend, weich, glatt, reichlich und nicht vorzeitig ergraut sind. Den Glanz bekommt das Haar durch Bürsten, trockene und spröde Haare werden mit Oelen und Pomaden gefettet, deren Ausfallen durch graisse d'ours verhütet, einzelne graue Haare dürfen nicht ausgerissen werden, denn sonst wachsen an derselben Stelle mehrere graue nach, sie müssen gefärbt werden; der Färbemittel gibt es seit den Zeiten der Egypter, Römer, der italienischen Renaissance eine Unzahl, und es haben sich die Stoffe wenig geändert; das Kräuseln mit heißem Eisen ist verpönt, hierfür gibt es eine Menge Maschinen.

Nun greift die Dame zur Schminke, aber nur wenn es nothwendig ist; es bleibt ihrem Geschmacke überlassen, ob sie Rouge Végétal, Vermillon oder Pompon wählt. Gebot ist Handhabung der Puderquaste, denn Puder ist zur Erhaltung des Teints wesentlich. Die Augenbrauen müssen sich in einem feinen Bogen über den Augen wölben, ein Bürstchen mit Rosenwasser erhält sie schön; sind sie spärlich oder nicht schön gezeichnet, muß die Kunst nachhelfen, die flüssige Schminke Kohol, deren Hauptbestandtheil Lampenruß, wird aufgetragen und damit auch die Wimpern benetzt, wodurch das Auge sich vertieft und der Blick leuchtend wird. Die Pflege des Auges bleibt der Medicin überlassen, vor Belladonna wird gewarnt, es schädigt in kurzer Zeit die Kraft der Pupille, die unnatürlich erweitert wird, wie von Arsen, das meist eine chronische Vergiftung nach sich zieht.

Die Nase, „dieser auserkorene Lieblingsplatz aller kleinen kosmetischen Fehler des Teints", erfordert manche Sorge; für kleine Fehler empfiehlt sich eine Paste von Schwefelmilch, Alkohol und Glycerin, bei den Ohren, die rosig, klein und fein gesäumt sein müssen, kann die schlechte Form nur durch eine geschickte Frisur gedeckt werden. Der Mund gibt dem ganzen Gesichte Ausdruck und meistens stimmen die Charaktereigenschaften einer Person mit der Formation ihres Mundes überein. Dicke Lippen deuten auf Gutmüthigkeit, schmale auf Bosheit und Neid. Da muß die Lippenschminke helfen, ein schmalen Munde seinen häßlichen Ausdruck, ein kleiner Strich nach oben an den Mundwinkeln wird den boshaften Zug in ein sanftes Lächeln verwandeln. Die Zahnpflege gehört weniger zur Kosmetik als zur Arzneikunde. Furchen am Halse werden durch Frottirungen mit einer harten Bürste und heißem Wasser curirt, die Büste festigen Abwaschungen mit Eau de Cologne, Creme macht die Arme weiß, heißes Wasser bleicht rothe, rauhe Arme, die Hände, deren Zartheit bei jeder Arbeit durch das Tragen fester Handschuhe gehütet werden muß, dürfen nicht zu oft gewaschen werden, was die Hand rauh und rissig macht, sondern mit Glycerin und Lanolin behandelt werden, das Bein soll durch Fußpromenaden seine richtige Form bekommen, die Pflege der Fingernägel haben die Manicure zur förmlichen Wissenschaft erhoben, selbst die Härchen der Oberlippe, so pikant sie der Jugend stehen, müssen der Electrolyse verfallen, da sie in späteren Zeiten einen martialischen Zug verleihen.

Von Tag zu Tag hat die Frau endlich darauf zu achten, ob ihre Körperfülle zu- oder abnehme, um bei Zeiten auf Abhilfe zu denken, ob sie einer drohenden Abmagerung durch „Faulenzerei", kräftige Kost oder eine förmliche Mastcur begegne oder dem Zunehmen des Embonpoints durch Entfettungscur oder Massage entgegenwirke.

— Im Waggon. Erster Reisender: „Bitte, können Sie mir sagen, ob an dem Zug Signalleinen angebracht sind?" — Zweiter Reisender (nachdem er zu beiden Fenstern hinausgesehen): „Nein, ich sehe keine." — Erster Reisender: „Dann darf ich Sie vielleicht um Ihre Börse ersuchen."

Das Glück.

Das Glück ist für uns Menschen nicht ein leuchtender, vom Himmel gefallener Stern, nicht eine duftende Wunderblume, die über Nacht erblüht, den Schläfer am Morgen begrüßt, sondern ein mühsam zusammengesuchter Strauß kleiner Blüthen, den zwei Bänder: Erinnerung und Hoffnung, umschlingen. Da heißt es sich bücken, da heißt es sich drücken durch Busch und Dorn, willst Du ihn gewinnen, — da heißt es steigen und keuchen über Fels und Gestein, diese oder jene Blume zu erringen, da heißt es festhalten, was dieser oder jener Wandersgeselle aus seiner Fülle freundlich bescheert. Es heißt netzen und erquicken, damit die zarten Dinger nicht allzu schnell verwelken.

Ja, die kleinen Freuden des Lebens sind es, aus denen sich das zusammensetzt, was wir Glück nennen. Nicht ein Ganzes ist es, sondern tausendfach Zersplittertes, täglich Errungenes, immer wieder neu Erkämpftes.

Denn was hätte Bestand auf dieser Welt? Gesundheit? Ein Zufall kann sie zerstören. Geldbesitz? Verschwendung, Unwissenheit und ungünstige Conjunkturen können ihn verkleinern. Liebe und Freundschaft? Ein Neider, ein einziges Mißverständniß können sie untergraben. Das Schicksal schenkt nichts, es leiht nur.

Und wenn es dem unerfahrenen Blick auch scheint, als schütte es sein Füllhorn aus; nur aus der Ferne gesehen, glänzt und gleißt fremdes Schicksal. Der Reiche weiß, daß er Sorgen hat, und seinem übersättigten Gaumen ist mancher Genuß schal und nichtig. Talente bedürfen unausgesetzten Fleißes zu ihrer Entfaltung, sollen sie sich nicht in Enttäuschung verwandeln. Selbst Lorbeerkränze welken ohne Schweißtropfen ihrer Besitzer. So ist nichts, was Gottesgabe scheint, von Bestand, selbst nicht das Reinste und Beste in der Welt: die Elternliebe, denn der Tod mit seiner Hippe steht drohend dahinter. Wehmüthig durchklingt noch immer die ewige Sehnsucht nach dem Glück das Lied des Dichters — ewig und ungestillt. Und doch sollte es nicht also sein.

Werdet wie die Kinder, lehrt das Christenthum. Nehmt freudig aus der Vaterhand Gottes, was er in Gnaden gibt; nehmt es als ein Geschenk mit dankbarem Sinn und pocht nicht auf ein Recht, das euch Niemand verbriefte. Dann wird auch die rechte Freude in eure Herzen einziehen und das Glück — das Himmelreich auf Erden — zu euch kommen und die ewige Sehnsucht in Zufriedenheit verwandeln.

Einschränkung lehrt auch unser Goethe, der philosophischste unserer Dichter.

Mählig senkt sich dann der stillere Blick und erkennt in jedem Siege, den der Mensch über sich selbst gewann, in jedem Gelingen seiner Arbeit, in jedem Entfalten seiner Kräfte, in jedem andächtigen Schauer über die Wunder der Schöpfung, in jedem fröhlichen Genießen treuer Liebe und Freundschaft ein Blümlein in dem Strauße seines Glückes.

Nährwerth der Eier.

Ueber den Werth der Eier als menschliches Nahrungsmittel hört man im Leben oft Urtheile, die durchaus nicht richtig sind. Weit verbreitet ist die Ansicht, Eier seien nahrhafter als Fleisch. Dem gegenüber muß folgendes erklärt werden: Ein Hühnerei hat etwa 1.75 Unze Inhalt; dieser ist aber stark wasserhaltig, und ein Ei liefert in Dotter und Eiweiß zusammen an Nährstoffen 108 Gran Eiweiß und 60 Gran Fett. Somit sind im Ei etwa 14 Procent Eiweiß und 8 Procent Fett enthalten. Nun haben vielfache Untersuchungen ergeben, daß das Fleisch eines mittelfetten Ochsen etwa 21 Procent Eiweiß und 5 Procent Fett enthält. Das Ei ist also durchaus nicht nahrhafter als Rindfleisch. Vergleichen wir es mit fettem Schweinefleisch, so finden wir, daß es auch diesem nachsteht; denn das Fleisch vom fetten Schwein besitzt denselben Eiweißgehalt von etwa 14 Procent, aber dabei den weit höheren Fettgehalt von etwa 30 bis 40 Procent.

Oft wird auch gestritten, was nahrhafter sei, das Gelbe oder das Weiße vom Ei. Im Dotter sind 45 Gran Eiweiß und 60 Gran Fett enthalten, im Eierweiß dagegen nur 60 Gran Eiweiß und kein Fett. Der Dotter ist also dem Eierweiß überlegen, denn er enthält Fett und fast dieselbe Menge Eiweiß, obwohl er im Durchschnitt nur 0.75 Unze wiegt, während das Eierweiß 1 Unze schwer ist.

Ein ganz vollkommenes Nahrungsmittel sind aber die Eier überhaupt nicht; denn es fehlen in ihnen die zu unserer Ernährung unentbehrlichen Kohlenhydrate, wie Stärke, Zucker u. dergl. Der Nährwerth der Eier wird schließlich durch die Zubereitung beeinflußt. Am besten werden rohe Eier ausgenutzt, namentlich wenn sie in Suppen oder Thee gemischt werden. Hartgesottene Eier sind dagegen schwer zu verdauen, namentlich, wenn sie in größeren Stücken verzehrt werden. Wir ersehen daraus, daß das ja sehr schmackhafte Ei dem Fleische doch keineswegs überlegen ist und daß man gewöhnlich, wenn Eier als Ersatz für Fleisch dienen sollen, ihre Menge zu gering bemißt.

— Undank macht leiden, hauptsächlich, wenn die Wohlthaten als Kapitalsanlage betrachtet werden.